



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bruchmann, Kurt: Schiller

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Schiller



aß die Schätzung einer Persönlichkeit und ihrer Leistungen zu allen Zeiten gleich bleibe, wird ein auch nur mäßiger Psychologe oder Beobachter der Geschichte weder erwarten noch verlangen. Wäre es schon nicht nötig, zuweilen den Schmuck der Legende abzureißen oder eine Überlieferung von Schmutz zu befreien, so fühlt sich ganz natürlich die Empfänglichkeit für eine Leistung ab, die schon, als ihr Urheber eben aufstrebte, mit Sympathie, Antipathie oder ruhig abwägenden Gründen aufgenommen wurde. Was jemand den Bedürfnissen seiner Gegenwart war, kann er nicht ohne weiteres jeder beliebigen Zeit sein. Mußten doch sogar die Kunstwerke des größten modernen Dramatikers in der Zahl der Aufführungen hinter Beaumont und Fletcher zurückstehn. Was einst die Gemüter leidenschaftlich erregte, ist oft nach hundert Jahren, und schon zeitiger, gleichgiltig geworden. Innerhalb kurzer Zeiträume wechselt das Interesse, und Dramatiker wie Aeschylus und Euripides überraschen durch tiefgehende Verschiedenheit. Wie undenkbar wäre vollends, alles in allem, auf unsrer Bühne der geniale Aristophanes, obgleich sich durch eine gewisse Klasse ständig bei uns eingeführter Stücke ungefähr wiederholt, was Schiller schon 1782 bemerkte, daß das große Heer unsrer süßen Müßiggänger vom Theater mit galanten Boten bereichert wird.

Es ist einmal eine Eigenschaft des Alters, daß es an Menschen und ihren Werken ein unerbittliches Subtraktionsexempel vollzieht. Außer der Farbe der Jugend nimmt es den Hauch des Zukunftsvollen. Manche Blüte der bildenden Kunst ist abgewelkt bis zum Fossilen, manche einst berühmte Musik mutet uns an wie hölzernes Geklapper oder greisenhaftes Gelispel.

Und doch, ließe man jetzt, hundert Jahre nach Schillers Tode, die Deutschen abstimmen, dabei nach Schillers Anweisung die Stimmen nicht bloß zählend, sondern auch wägend, so behielte wohl noch immer Goethe Recht mit dem stolzen Wort: Er war unser. Daneben gibt es freilich Kritiker mit dem Sehfehler, das Große klein und das Kleine groß zu finden. Sie sind in die Höhenkunst ihrer Verneinung verliebt und hitzig darauf bedacht, ihr Übermütchen an den Großen der Vergangenheit zu fühlen, die wie hohe, stille Berge in die dunstigen

Täler hinabschauen, in denen sich geräuschvoll ein neues Geschlecht tummelt. Vor dessen düffelhaftem Modernitätsschwindel schrumpft das Gewaltige zusammen, und das Gehaltvolle wird leer. Sie entwickeln eine lärmende, aufdringliche Maulfertigkeit, anstatt einem Duzend Barometer zu gleichen, die in einem Schaufenster hängen. Sie alle zeigen das Wetter ungleich, zum Teil höchst verschieden an, aber ihre Abwechslung ergötzt, und noch erquicklicher ist, daß die saubern Instrumente als geräuschlose Kritiker mit stiller Würde die Verschiedenheit ihrer Meinung zum Ausdruck bringen, wenn sie auch die Unererschütterlichkeit von Andersens standhaftem Zinnsoldaten nicht erreichen.

Am lebendigsten bleiben unter den Künstlern die Dichter, weil sie, alle zusammen genommen, am deutlichsten und eindringlichsten das Leben der Welt und unsrer Seele widerpiegeln. Freilich hat man zu verschiednen Zeiten und bei verschiednen Völkern sehr verschiednes von ihnen verlangt. Gelten sie allmählich als eine besondere Art von Menschen, so muß der Grund ihrer Schätzung entweder darin liegen, was sie sagen, oder wie sie es sagen. Sie haben ja schließlich die ehrenvolle Aufgabe, das Wesen der Welt in ihrer Weise auszusprechen, wie Religion und Metaphysik nach ihrer Art. Will oder kann der Dichter nicht die unerschöpflichen Reize der Natur schildern, so soll er uns menschliches Fühlen, Wollen, Denken, Erleben und Erleiden und somit das vom Laufe der Welt darstellen, was uns am nächsten angeht. Als Dramatiker wird er uns plastische Gestalten vor Augen stellen, die unsre Freuden und Leiden, Sorgen, Probleme und Träume verkörpern, sodaß wir selbst durch ihn und mit ihm das Leben der Welt leben.

Aus den vielen Definitionen der Poesie, die uns von China bis an den Atlantischen Ozean nicht nur die Theoretiker, sondern nicht selten auch die Dichter selbst geben, wird es erlaubt sein, die zu erwähnen, die Schiller in einem Briefe vom 27. März 1801 an Goethe in die Worte faßt: Einen Poeten, einen Macher nenne ich jeden, der imstande ist, seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen, sodaß dieses Objekt mich nötigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich zu wirken, woraus allerdings nicht folgt, daß jeder Poet auch dem Grade nach ein vortrefflicher ist.

Wir wissen, daß Schiller seinen Empfindungszustand nicht hauptsächlich in der Dichtungsart äußerte, die es früh und spät am unmittelbarsten tut. Er ist uns nicht der Dyrker, wie Goethe. Und doch gibt uns seine Gedankenshrif in hohem Grade das, was wir Stimmung nennen, wenn auch ihr körniger Tieffinn nicht oft leicht zu genießen ist.

Spähen wir ferner nach der uns Modernen so teuern Schilderung der Natur, wie wir sie etwa bei Goethe und Byron bewundern, so ist Schillers Verhältnis zu ihr wesentlich als ein ideelles zu bezeichnen. Er verhält sich zu ihr nicht so rezeptiv wie Goethe. Dies mag mit dem dramatischen Nerv seines Wesens, der auch in seinen Balladen zuckt, zusammenhängen, vielleicht aber auch von seinem Leben abhängen. Er hatte nicht die Muße wie Goethe. Dieser, noch dazu mit malerischen Neigungen ausgestattet, konnte die Welt in ungemessenen Strömen einsaugen, ihre unerschöpflichen Formen und Farben in seinem Dichterauge sich spiegeln lassen. Schiller war nicht nur heftigen und

türkischen Sturmangriffen des Leidens ausgesetzt, sondern es bekämpfte ihn mit der zähen Beharrlichkeit des Belagerers, sodaß er atemlos in Leiden hangte, immer nur kümmerlich genas. Er kennt den Reiz des Frühlings, die Schönheit der Blumen, freut sich am Liede der Lerche, das in heitrer Luft wirbelt; er bewundert die Größe der Welt, die Harmonie in der Bewegung der Gestirne. Auch ihm ist die Natur Zuflucht, und von ihrem Altar nimmt er den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück. Auf den Bergen ist Freiheit; der ist selig zu preisen, der in der Stille der ländlichen Flur, fern von des Lebens verworrenen Kreisen kindlich liegt an der Brust der Natur. Sie ist ewig gerecht, allein redlich. Denn sie ehrt züchtig das alte Gesetz, nämlich das stetige, gleiche Gesetz der Notwendigkeit, sodaß auch der Tod nichts schlechtes sein kann, da er etwas allgemeines ist.

Auf diesem großen Hintergrunde spielt sich nun das Schattenspiel des Lebens ab. Die allgemeine Charakteristik, die auch Schiller von ihm gibt, ist noch immer wahr: es ist voller Widerspruch, also voller Rätsel; und der Dichter, der es in seiner Wahrheit erkennt, wird seinen Erscheinungen überall mit der stillen Erinnerung an die Formel nachgehn: Was ist der Mensch, was ist das Glück der Erde! Mag er unmittelbar zu uns sprechen, mag er es durch seine Personen tun, so ist es immer noch wahr, daß wir in schroffen Gegensätzen der Stimmung und der Erfahrung hin und her geworfen werden.

Tief und leidenschaftlich hat Schiller die ewig lebendige Frage gefühlt, wie es dem Willen des Einzelnen ergeht gegenüber den besondern Verhältnissen, in die er hinein gerät, und wie sich der allgemeine Weltlauf zu den persönlichen Willensregungen, also auch zu den Ansprüchen auf seine Durchsetzung, auf Glück und Erfolg stellt. Wenn nicht zu befürchten ist, daß durch ein Schlagwort, wie nicht selten geschieht, das Denken erschlagen wird, so werden wir Schiller einen Willensdichter nennen.

Der Wille ist nun ein Wesen mit drei Köpfen und drei unersättlichen Rachen. Mit ewig trockner Kehle, wie die jungen Wölfe, von denen Virgil erzählt, giert er nach den drei Dingen, die uns Spinoza wahr und kühl namhaft macht: Reichtum, Ehre, Wollust. Diesem resignierten Weisen gelang es freilich, durch ein höchst energisches Lied der Erkenntnis jene Begierden einzuschläfern, die drei Flammen wie mit einem Zauberspruch zu besprechen und auf das zu verzichten, wovon er ordines geometrico oder sonstwie einsah, daß es kein ruhiges und dauerndes Glücksgefühl verleihe.

Andre werden mit dem Dichter die Frage aufwerfen: Ist Leben nicht des Lebens höchstes Gut? Trotzdem hätte auch Spinoza wohl richtig gefunden, daß dem Menschen nur die bange Wahl bleibt zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, oder daß die Welt dem Narrenkönig gehört, und daß nicht selten die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, die Einsicht in das Nichts ist und herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswert. Zu dem von Wallenstein beklagten Doppelsinn des Lebens gehört es, daß wir, wie das Mädchen von Orleans, ins Leben gerissen werden, um der Schuld dahingegeben zu werden; und es ist schwer zu entscheiden, ob, was wir taten, ein Irrtum oder eine Schickung zu nennen ist. Nichts ist so hoch,

wonach der Starke nicht Befugnis hat, die Leiter anzulegen; Recht hat jeder eigne Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; und doch ist's noch so, wie ein tief sinniger Beobachter menschlicher Dinge, der Prophet Jeremia, einst sagte: „Ich weiß, daß das Schicksal des Menschen nicht in seiner Macht steht, noch in der Gewalt eines Mannes, der einherwandelt, daß er seine Schritte zum Ziele lenke.“

In diesen Antinomien ergreifen dann die Menschen den ideellen Ausweg, sich zu sagen, daß sein Wille den Menschen groß und klein macht, daß das Schicksal in seiner eignen Brust sei. Dann ist allerdings der Zug des Herzens die Schicksalsstimme, und das Schicksal behält immer Recht, denn das Herz in uns ist sein gebieterischer Vollzieher. Es ist eine kraftvolle Selbstaufmunterung, daß nur der Starke das Schicksal zwingen wird. Aber der Weltlauf belehrt uns oft genug, daß der Mann das Glück nicht erzwingt, und was ihm die Gunst der Götter neidisch geweigert hat, erringt nicht der strebende Mut. Vielmehr kommt alles Höchste frei von den Göttern herab. Das Glück (als Zuflucht und Quelle) wohnt droben in dem Schoß des ewigen Vaters. Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehen. Da aller Ausgang ein Gottesurteil ist, so ist's schon am besten, wenn einen die Götter lieben, wie der alte Simonides von Keos ungefähr meinte.

Wer die Wahrheit dieser Schillerschen Gedanken prüfen will, kann dabei eine Anweisung benutzen, die ein Philosoph in seiner Autobiographie gibt. John Stuart Mill war, wie sein Biograph Alexander Bain urteilt, durchaus von sanguinischem Temperament. Trotzdem sagt er uns: Frage dich selbst, ob du glücklich bist, und du hörst auf es zu sein.

Vielleicht fühlen wir den Puls des Dichters noch genauer, wenn er gelegentlich in dem Gemälde der Welt außer den großen Strichen ein paar kleinere Züge anbringt. Da erinnert er uns an das niedre Dach der Menschen, wo die engen Sorgen wohnen, an das Gefühl, daß man alle Milzsuchten des Schicksals ausbaden müsse, daß sich in ein großes Unglück ein edles Herz wohl finden kann, aber daß es wehtut, die kleinen Zierden des Lebens zu entbehren. Das Unglück macht ungerecht, und doch im Widerspruch dazu das Mißgeschick auch leutfelig. Wir raffen uns auf, den schönen Götterfunken der Freude zu preisen, und müssen gestehn, daß es soviel nichtiges Getöse des Jubels gibt. Nicht einmal das voreilige Sauchzen freudiger Erwartung ist uns erlaubt — es greift in des Geschicks Rechte. Ja, eitler Wunsch, verlornes Klagen, ewig in dem gleichen Gleis rollt des Tages sichrer Wagen, ewig steht der Schluß des Zeus.

Wen die stachelnde Zucht der Ehren nicht treibt, der kann noch immer mit einer bis zum Fieber gesteigerten Begehrlichkeit nach dem Glanz des Goldes suchen, der so wohlthätig über viele Dinge der Welt und hinein in die Falten der Seele strahlt. Ja, dieses bare, gelbe, leibhaftige Gottesgold — wie meisterhaft veranschaulicht uns doch Miller seinen Reiz in all der schrecklichen Verfertigung der Verhältnisse (V, 5). Aber dieses allgeschätzte Gold muß man den falschen Mächten abgewinnen, die unterm Tage schlimm geartet hausen — und keiner lebt, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen.

Sollen wir uns also mit Kassandra schließlich in der Formel zusammen-

finden: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?“ Dem steht nicht nur die Schätzung des Willens und der Vernunft, sondern eine ausdrückliche Erklärung des Dichters entgegen (1795): Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, Unterdrückung, Verfolgung; allen Übeln der Kultur mußt du mit freier Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzigguten respektieren; nur das Böse derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Tränen beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frei, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. . . . Freilich, auch bei dieser Anspannung der moralischen Muskulatur wird es Schmerzen geben, wie Wallenstein sagt, wo der Mensch sich selbst nur helfen kann. Da mögen denn selbst die Pulse der Freundschaft einmal aussetzen, wie der goldne Körner klagt, der bei der Erinnerung an Schiller einen Lorbeerkranz ebenso verdient wie der lebenswürdige, aufopfernde Andreas Streicher.

Daß in Schillers Dramen, da diese nun doch sein Bedeutendstes sind, persönliches Erleben steckt, das auch in uns noch widerhallen kann, ist kaum zu verkennen. Der Kern der Menschlichkeit bleibt unter der Hülle der Zeitlichkeit. Auch seine Menschen — worauf man jetzt so viel Wert legt — wollen sich ausleben. Daß Schiller geschichtliche Stoffe bevorzugte (wir sehen es ja auch aus den Titeln des dramatischen Nachlasses), spricht dafür, daß er kein Typiker war, der also Personen nach abstrakten Typen schafft. Auch nahm er sich nicht, was Platen rügt, die fadeiten Personen des Alltags vor zur Porträtierung. Sondern er liebte wesentlich das Buch der Zeiten, und dessen Gestalten stellt er uns vor, nachdem sie durch seine Seele gegangen sind. Nicht zum Beispiel den geschichtlich erreichbaren Warbeck; sondern dieser muß im Drama so aussehen, als ob der Betrug ihm nur den Platz angewiesen habe, zu dem die Natur selbst ihn bestimmt hatte. Durch diese Willensrichtung wird er erst Eigentum des Dichters.

Auch Themistokles sollte nicht aus Plutarch abgeschrieben werden; vielmehr sollte das Drama zeigen, daß der Weltlauf seine eignen Gedanken hat, die von den scheinbar ganz sichern Berechnungen und leidenschaftlichen Bemühungen der Menschen abweichen. Denn nach der Absicht des Dramas wäre etwas schlechthin andres erfolgt, als veranstaltet worden ist. In diesem Falle wäre das Reale, wie Schiller sich ausdrückt, durch etwas Ideales zerstört worden, nämlich durch den freiwilligen Tod des Themistokles. In der Agrippina dagegen wäre uns das Moralische entgegengetreten, das eine physische Macht ausübt. So gibts eben Dichter, die höchst persönliche Gedanken, zuweilen auch Erlebnisse, wie man es von Goethe weiß, in ihre Dramen verweben. An sich brauchte es nicht besonders interessant oder wertvoll zu sein. Es kommt darauf an, ob jenes Individuelle eine künstlerische Steigerung erfährt, sodaß es allgemein menschlich wertvoll wird.

Aber der Typiker, wenn je diese Arten zu dichten unvermischt vorkommen sollten, sagt uns nichts von den Tiefen der eignen Seele; der Porträtist ist in Gefahr, die Zuständlichkeit ohne Handlung zu malen, oder im günstigen Falle

bearbeitet er eine gehörte Geschichte. Dagegen der psychologisch interessierte Dichter verrät uns etwas von dem, was seine Seele in der Stille ihm zugerant hat. So hat Shakespeare seine Weltbetrachtung in die Fabel von Hamlet und Lear hineingegossen. Wer sich daran gütlich tut, Schiller die Psychologie abzusprechen, der mag es tun. Wir werden dabei bleiben, daß seine Menschen Willensmenschen sind, sich ausleben und durchsetzen wollen, zum Teil gegen Herkommen und Autoritäten mancher Art. Der Welt zum Trotz wollen sie Glück finden, ihre Liebe genießen, greifen nach funkelnden Kronen. Posa schwärmt für Gedankenfreiheit, Wallenstein hat seinen Stolz und Ehrgeiz, die beiden Brüder streiten um dasselbe schöne Weib, Tell verteidigt sich und sein Volk, die Jungfrau von Orleans glaubt an eine göttliche Mission, die sie erfüllen soll und will. Sie ist uns wohl am meisten fremd geworden: und doch wurzelt sie anscheinend in dem persönlich empfundenen Problem, wie sich die Welt zu einem höchst individuellen Willen und Wagnis verhält, nämlich daß die Tochter des Schöpfers, noch dazu in guter Absicht, sich selbst durchsetzt. Ist's möglich, seinem Ideal ganz treu zu bleiben? Die Antwort lautet nicht ermutigend. Auch in Tell, einem Schauspiel, das uns nicht als Charakterstück, sondern wegen seiner meisterhaften Technik bewundernswürdig erscheint, erklingt ein melancholischer Ton: als er, der gern im Frieden leben möchte, seine Augen für die Menschenwelt öffnet, sieht er, daß sie böser ist, als er sie sich gedacht hatte. Als sich die Herrscherfamilie von Messina mit gutem Willen zum Frieden entschlossen hatte, da stellt sich ihr die Konsequenz des Weltlaufs entgegen, und eine furchtbare Ernte erwächst aus der Saat, die einst mit leidenschaftlich verkehrtem Willen ausgestreut war.

Zu dieser persönlich in Schiller liegenden Willensbetrachtung ist aber auch seine Zeit beeinflussend hinzugekommen. In Kants Entwicklung war, wie wir wissen, von tief einschneidender Bedeutung die Frage gewesen, ob und wie an Freiheit zu glauben sei. Er entschloß sich zu dem Gedanken der transszendentalen Freiheit, als zu einem Postulat oder Axiom, weil wirkliche Sittlichkeit ohne Freiheit nicht möglich sei. Sie bedeutet die Fähigkeit, unbedingt, nicht bestimmt durch empirische Ursachen, zu wirken, sodas das Sittengesetz zum absoluten Bestimmungsgrund des Willens wird. Es trete aus der sonstigen empirischen Verkettung der Erscheinungen heraus und sei eigentlich eine Naturordnung der intelligibeln Welt „für alle vernünftigen Wesen.“ Der Gedanke der Zurechnung und der Verantwortlichkeit könne nicht bestehn, wenn die Handlungen, wie automatisch, nach empirischer Ursache erfolgten. Wenn wir einmal über die Welt nachdächten, könnten wir uns nicht entschließen zu dem Glauben, daß sich das Seiende, indem die Welt automatisch weiter laufe, gegen Gut und Böse gleichgültig verhalte. Vielmehr scheine der intelligible Grund der Welt einen Trieb der Vernunft auszusenden, der frei das Gute erstrebe.

Beweis für das Denken jener Zeit ist aber auch, was Hegel, dem man destruktive Tendenzen nicht zuschreiben wird, in der Phänomenologie (1805) äußerte: „Der Weltlauf siegt über das, was die Tugend gegen ihn ausmacht; er siegt über sie . . ., nicht über etwas Reales, sondern über das Erschaffen von Unterschieden, welche keine sind, über diese pomphaften Reden vom Besten

der Menschheit und der Unterdrückung derselben, von der Aufopferung fürs Gute und dem Mißbrauch der Gaben — solcherlei ideale Wesen und Zwecke sinken als leere Worte zusammen, welche das Herz erheben und die Vernunft leer lassen, erbauen, aber nicht aufbauen, Deklamationen, welche nur diesen Inhalt bestimmt aussprechen, daß das Individuum, welches für solche edle Zwecke zu handeln vorgibt und solche vortreffliche Redensarten führt, sich für ein vortreffliches Wesen gilt — eine Aufschwellung, welche sich und andern den Kopf groß macht, aber groß von einer leeren Aufgeblasenheit. Die antike Tugend dagegen hatte ihre bestimmte, sichere Bedeutung, denn sie hatte an der Substanz des Volksgeistes ihre inhaltvolle Grundlage . . . und war nicht gegen die Wirklichkeit als eine allgemeine Verkehrtheit und gegen einen Weltlauf gerichtet.“ Der Weltlauf kann solche scheinbar paradoxen Meinungen bewirken. Und doch: die Tugend ist kein leerer Schall, der Mensch kann sie üben im Leben — das ist die praktische Freiheit, d. h. die Fähigkeit, Handlungen, von sinnlichen Antrieben unabhängig, nach sittlichen Grundsätzen einzurichten. Doch ist die Tugend kein sicherer Besitz, sondern nur ein Streben, und jene sittliche Freiheit muß errungen werden. Nicht die ästhetische Freiheit der Betrachtung, sondern die des Handelns interessiert im Drama.

Da fragen wir uns, ob sich bei Schiller die Freiheit je als Tugendstreberei zeigt. Erscheinen biederkeitsgepolsterte Tugendstreber vor uns, die den eingefallenen Asketenbauch vom diätetischen Wassersüppchen der Korrektheit ernähren? Bei dem verewigten Nießsche steht auch Schiller auf einer Proskriptionsliste, die den Geist des Juvenalischen Verses atmet: hoc volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas, als der Moraltrumpeter von Säckingen. Doch dürfte Schiller damit Recht haben, daß unter den Tatsachen der Welt auch die vorkommt, daß Grundsätze, als sittliche, gegen andre, als nichtsittliche, geltend gemacht werden. Aber was jene „sittlichen“ Menschen tun, tun sie nicht, um tugendhaft zu erscheinen, sondern weil dies ihr Wille, ihre Persönlichkeit ist. Auch der Großmeister in den Maltesern zog Schiller deswegen so an, weil er mit gewaltiger Willenskraft die widerstrebenden Ritter in todesbereite Helden umwandelt. Oder soll Posa unter die Tugendschwäger gerechnet werden? Dann müßte man verkennen, daß die Gedankenfreiheit zu den ewig wirksamen und ewig umstrittenen Trieben der Geschichte gehört. Wer in diesem Buche blättert, wie es Schiller so gern tat, kann immer wieder dem Rätsel nachsinnen, das kurz und wahr in einer Stelle des Neuen Testaments ausgesprochen ist: Es muß ja Argernis in die Welt kommen — aber wehe dem Menschen, durch welchen Argernis kommt.

Nun wird gewiß ein wahrer Dichter zu seinen Dramen nicht durch theoretische Betrachtungen über Freiheit angeregt. Aber seine zum Teil durch Philosophie gewonnene Weltansicht wird in das Geblüt seiner Menschen übergehen. Schillers Menschen handeln dann so nach ihrer Natur und ihrem Willen, daß sie auch die Verantwortlichkeit übernehmen, sodaß sich der Dichter nicht um die Frage von Schuld und Strafe herumdrücken kann, wie etwa, wenn uns in Absens Gespenstern einfach eine Schilderung eines Falls von erblicher Belastung als Bild des Lebens vorgeführt wird. So konnte es Schiller nicht auf sogenannte moralische Geschichten ankommen. Wenn in einem wahren Kunstwerk

der Inhalt nichts, die Form alles tun soll (1795), so wird ein Objekt zum ästhetischen Gebrauch gerade um so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualifiziert (1793). Auch ist nicht das Leiden an sich pathetisch, sondern der Widerstand gegen das Leiden. Gleich ein Drama einem „Besuch in Spitälern,“ so empfinden wir vielleicht eine Ausleerung des Tränensacks und eine wollüstige Erleichterung der Gefäße, aber der Geist geht leer aus (1793). Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt ich eben vergessen und kam, ach, wie gereut michs, zu dir!

Ganz gewiß ist nicht eine Poesie für alle Zeiten, ein Drama für alle künftigen Geschlechter. Aber das wahrhaft Menschliche kann immer wieder ansprechen. Als Goethe den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, kennzeichnete Schiller als Neigung der damaligen Zeit, nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge, nur der Natur getreues Bild gefällt, und in der Wahrheit findet man das Schöne. Gerade das ist, was viele jetzt gegen Schiller geltend machen. Man verzeiht ihm nicht die Platenche silberne Schwinge des Wohlklangs, findet gleichsam zu viel Posaune in seinem Orchester, eine Eigenheit seiner schwungvollen Sprache, die man Rhetorik nennt. Das sei nicht der Natur getreues Bild. Auch liebt man die Wahrheit stark in der Form jenes „Affentaltents gemeiner Nachahmung,“ obgleich die nicht einmal so leicht ist. Wie der Reiter über den Bodensee zusammensinkt bei dem Gedanken der Todesgefahr, der er entronnen ist, so werden manche modernen Wahrheitsmaler ohnmächtig, wenn man ihnen zumutet, einen tiefen Gedanken auszusprechen, oder ihnen sagt, daß sie ein tiefes Problem beinahe berührt haben. Die Ausmalung kleiner und kleinlichster Züge, Stimmungen, Redewendungen gilt als Triumph der Dichtung. Pathetisch ist vor uns proklamiert worden: Wahrheit, nichts als Wahrheit wollen wir haben. Nun ist aber eine alte Geschichte, daß dieselbe Darstellung dem einen wahr, dem andern unwahr erscheint. Da nun nicht alles Wahre schön ist, so fragt sich, ob seine Darstellung bloß deswegen zu wünschen ist, weil es angeblich wahr, obgleich nicht schön, sondern gleichgiltig oder ekelhaft ist. Endlich aber: Ist alles Schöne unwahr? Wenn nicht, so kann auch die Darstellung des Schönen nicht grundsätzlich ausgeschlossen sein. Ist es denn aber eine so üble Sache, den Menschen gelegentlich an seine Würde zu erinnern, an die Übereinstimmung mit sich selbst, an das Vaterland, an die männlichen Instinkte der Kraft und die Ehre des Krieges? Wenn andre das tun, sollte es dem Dichter verboten sein?

Man scheint zu schaudern vor der bekannten Meinung Gneisenaus von der Verwandtschaft der Poesie mit mancherlei Herzenserhebung. Oder, da man Goethe ja ungefähr alles glaubt, außer was er zugunsten Schillers sagt, hält man seine Worte für veraltet: Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß...? Sollte uns nur wohl sein, wenn wir realistische und naturalistische Vorgänge zu sehen bekommen, obgleich schwer zu sagen ist, wodurch sie sich unterscheiden, und wie naturalistisch zu definieren ist? Wäre das ein Triumph der Kunst, wenn etwa von zwei Liebenden er in einer östlichen, sie in einer westlichen Mundart kost, wenn im

trauten Familienidyll der Vater nicht bloß (das ist ja noch unschuldig) die Rosinen aus dem Napfstuchen „polkt,“ sondern sich mit einer von den konventionellen Lügen der Kultur noch nicht angekränkelten Natürlichkeit mit den Fingern schneuzt, eine liebeliche Tochter, in Ermanglung eines hölzernen Zahnstochers, ein zusammengedrehtes Straßenbahnbillett benutzt, das sie aus einem schmutzigen Portemonnaie (so gesprochen, wie geschrieben) nimmt oder auf der Erde aufließt, die Mutter sich beharrlich an allen möglichen und unmöglichen Stellen kratzt? Noch zu schweigen von allen Dingen, die der Kreislauf des Lebens als regelmäßige organische Verrichtungen mit sich bringt, und von den Intimitäten, bei denen man gewöhnlich auf Zuschauer zu verzichten pflegt. Oder soll die Familie um einen unglücklichen blödsinnigen Sohn verstärkt werden, bloß damit man sieht, eine wie nachdenkliche und kürlose Sache das Leben ist?

Auch diese schätzbaren Wahrheiten werden doch wohl nur mit Auswahl geboten werden dürfen, obgleich manche „Dichter“ eine verblüffende Neigung zeigen, sich das Verdienst einer unverschwiegne Vollständigkeit zu erringen. Diese ganze sogenannte Wahrheitsdichtung hängt freilich nicht nur mit allgemeinen menschlichen Neigungen zusammen, sondern wird auch bei uns durch das gesamte Leben der Zeit und die Entwicklung der Wissenschaften beeinflusst. Und da ist's denn klar, daß wir in einem Zeitalter des Realismus, der Tatsachen, der Induktion, Mikroskopie und des Experiments leben, noch mehr, als Treitschke es wiederholt aussprach. Der Entwicklungsgedanke nötigt, die kleinsten Veränderungen zu studieren. Daraus entspringt die Neigung, das Kleinste zu beachten, die im Drama noch kleinlicher wirkt als in der Geschichte. Wie wir die Zeitereignisse in Worten und Bildern, unglaublich zudringlich und neugierig, möglichst photographisch aufnehmen, so gewöhnt sich das Drama an dieselbe Neigung, bis auf die Einzelheiten der Ausstattung hinab. Das ist dem breiten Fluß Schillerscher Verse ebensowenig günstig wie dem Versepiker das Bedürfnis unsrer realistisch-naturalistischen Romane.

Sehen wir noch vom Problem der Vererbung ab, so ist die Umwelt der Personen leichter in der Familie zu schildern als in der Geschichte. Die historische Tragödie ist wenig beliebt und vertreten, und die Art der Konflikte ändert sich mit der geistigen Luft, in der die Menschen atmen. Wir sind wesentlich auf Familie und Gesellschaft gestimmt, und die gewaltigen Willensmenschen der Geschichte, die großen Bösewichter und Betrüger verschwinden von der Szene. Die Kunst der Charakteristik wird möglichst auf wenig Personen verteilt, und der Verlauf der Handlung gern auf kurze Zeit zusammengedrängt. Manche Dichter sind so ins Detail verfiert, daß ihre Stücke fast vom Hintergrund des allgemeinen Lebens gelöst erscheinen. Bei dieser Wahrheits-sucherei heißt es denn oft, je naturalistischer, desto besser, je scheußlicher, desto wahrer. Man macht bitteren Ernst mit Schillers Formel, daß es Aufgabe der Poesie sei, der Menschheit ihren möglichst vollkommenen Ausdruck zu geben. Tadeln man zum Beispiel, daß der junge Melchthal in schönen Versen das Licht preist, so muß man schließlich den ganzen Tell streichen, denn die Schweizer um 1300 haben nicht Schillerisch gesprochen. Dann legen wir

vielleicht auch Hebbels grandiose Nibelungen beiseite, weil sie nicht in der uns unverständlichen Sprache ihrer Zeit reden? Auch der arme Shakespeare dürfte dann zum großen Teil zum alten Eisen zu werfen sein. Sollen wir glauben, daß seine Menschen im Original vorwiegend so geistreich waren? Wenn gewiß das Recht auf eignen Geschmack jedem zugestanden werden muß, so auch das Recht, einen fremden Geschmack nicht zu teilen.

Aber auch das Drama unsrer Tage beweist durch Verse und Symbolik, durch Märchen und mittelalterliche Sage (G. Hauptmann), daß die menschliche Natur nicht beharrlich auf einen Ton gestimmt ist. Die andern Künste leben ja auch nicht bloß vom täglichen Brot und Wasser der Erfahrung. Vielleicht läßt die Zeit mit Bedacht ihre Rache fasten, um uns die verschmähten Güter wieder einmal begehrenswerter zu machen. Sollten wir geneigt sein, uns unsre eignen Genüsse dadurch steigern zu lassen, daß wir sie von der Bewunderung andrer Völker abhängig machen, dann ließe sich — wie ohnehin bei einem Überblick über unsre Literatur — wohl fragen, ob wir nicht mit dem Wallenstein als dem besten deutschen Drama in der Weltliteratur vertreten sind. Da nun die Welt in allen Strömen fortrast, so wird und mag sie natürlich immer wieder ein Drama suchen, das ihr gegenwärtiges Wesen genau ausspricht. Kein Mensch verlangt, daß alle Dramen schillern sollen, obgleich Schiller, wie Goethe sagte, mit allem, was wir schätzen, nah verwandt ist, und sich in Gedanken gern an jenes Meer entrückt sah, das flutend strömt gesteigerte Gestalten (Bei Betrachtung von Schillers Schädel). Zurzeit wäre ein Männerdrama wie die Malteser monströs: das ewig Weibliche ist stark beliebt, und ein Stich ins Pathologische scheint ihm nicht zu schaden.

Wer heute einige Züge Schillers andeuten will, wird nicht die grellen Farben aufgeregter Panegyrik benutzen. Verlassen wir uns lieber für seine Wirksamkeit auf das, was er das ruhige Nahen der Schönheit nannte.

Sollte es bei den Gedächtnisfeiern für unsre großen Toten auch nicht so sein, wie Gustav Theodor Fechner, der scharfsinnige und originelle Denker, der tief sinnige Visionär, in seinem Zend-Avesta meint, daß Diesseits und Jenseits, beide fühlend, sich die Hand reichen, so erhöht sich doch die Wirksamkeit der Geschiednen durch eine dankbare und pietätvolle Erinnerung. Wenn die Deutschen vor allem durch ihr geliebtes Vaterland zusammengeschlossen werden, so doch damit auch durch alle die Großen, die es geziert haben. Der Genius sucht gern die ärmlichen Hütten und die dürftigen Dachstuben auf, um mit erquickendem Flügelschlag die heißen Schläfe seiner Lieblinge zu fächeln. Da schließen sie das Auge vor dem Raum, in dem sich hart die Sachen stoßen; Träume von goldnen Wolken schweben durch das Hirn des Dichters, und die Welt versinkt um den Schaffenden. Wir können dann die Nachgenießenden sein und etwas von jenem Goldglanz erschauen, wenn unser Sinn nicht zu, unser Herz nicht tot ist. Da glückt es uns mitunter, die irdische Brust im Morgenrot einer höhern Empfindung zu baden, worin das schwere Traumbild des Lebens sinkt. In das Gemeine und Traurigwahre webt die Kunst die Bilder des goldnen Traums. Nicht alle die Großen stellen sich uns unter gleichem Bilde dar; nicht immer

glauben wir in ihren Zügen denselben Ausdruck zu finden. Vielleicht ist es erlaubt, diese bescheidne Betrachtung mit den Worten aus einem Liede der Südsee zu schließen:

Kommt, laßt uns Blumen pflücken von der Toten Gruft,
Wo Krieger schlummern, haucht ihr schönster Duft.

Kurt Bruchmann



Der Dichterphilosoph des deutschen Volkes



Unsre neue poetische Nationalliteratur ist von Anbeginn kritisch und philosophisch gerichtet — schreibt Runo Fischer. Wenn wir in diesen Tagen, wo dem am meisten philosophischen unter den deutschen Dichtern gehuldigt wird, über das Philosophische in seinem Wesen und Wirken einige Betrachtungen anstellen, so sollen diese nicht etwa eine Darstellung seiner Philosophie sein. Eine solche wäre im Umfange eines Grenzbotenartikels nicht möglich, und seitdem wir die von Runo Fischer haben, ist auch keine andre mehr nötig. Wir wollen nur daran erinnern, daß Schillers philosophische Abhandlungen zu den Schriften gehören, die niemals veralten können, durch keine spätere Forschung überflüssig gemacht werden, und daß ihr Studium gerade in der heutigen Zeit ein dringendes Bedürfnis ist — als ein Heilmittel für mehrerlei Seelenleiden. Zwar hat er seine Philosophie auch in seinen Gedichten und Dramen, und in diesen weit wirkungsvoller, verkündigt, aber das volle Verständnis dieser poetischen Predigt geht doch nur dem auf, der ihre wissenschaftliche Begründung in den Prosaschriften kennt.

Daß Schiller, nach Runo Fischer, in der Ästhetik nicht bloß als der erste Lehrer der kantischen Philosophie, sondern auch als ihr erster Fortbildner erscheint, ist nicht so zu verstehn, als ob er bloß ein Jünger Kants wäre und ohne diesen nichts gewesen sein würde. Schiller gehörte zu den von Gott berufenen Propheten, die von Anfang an wissen, was sie zu verkündigen haben. Nicht von andern hat er seine Weisheit empfangen; diese andern haben ihm nur geholfen, sie zu entfalten. Garve, die Schotten Ferguson und Adam Smith haben ihn angeregt, Kant hat seine Anschauungen geklärt, aber diese waren seine Originalschöpfungen oder Eingebungen. Nicht die Probleme beschäftigten ihn, mit deren Lösung unsre heutigen Naturphilosophen den Weltmechanismus aufzudecken und dem Schöpfer sein Geheimnis abzuringen, wo nicht ins Handwerk zu pfeuschen vermeinen. Schiller verspottet die Metaphysiker in witzigen Epigrammen und schreibt in seinem reifsten philosophischen Werke, das Geheimnis der Verbindung von Geist und Körper könne weder der Physiker noch der Metaphysiker erklären. „Das Selbstbewußtsein ist da, und zugleich mit dessen unveränderlicher Einheit ist das Gesetz der Einheit für alles, was für den Menschen ist, und für alles, was durch ihn werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentsiehbar, unverfälschbar, unbegreiflich stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit